

Digitales Brandenburg

hosted by Universitätsbibliothek Potsdam

H. Heinze: Friedeberg Nm. im Wechsel der Zeiten.

in Westfalen etc. wiedergefunden haben, zum Teil sogar als Kinderlieder, vergl. Niederdeutsches Jahrbuch, Bd. 26, S. 113 und Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, Bd. 21, S. 71. Insbesondere ist auch nach den mir von Professor John Meier in Basel gegebenen Nachweisen die „Bauernhochzeit“ schon mehrmals aus dem Volksmunde aufgezeichnet worden, aus Preußen bei Frischbier, Preußens Volkslieder in plattdeutscher Mundart, S. 42, Nr. 27; aus Pommern in Veckenstedts Zeitschrift für Volkskunde, Bd. 3, S. 110 und bei Drosihn, Deutsche Kindervereine, S. 155. Keine dieser Fassungen läßt eine nähere Verwandtschaft mit der Kahnsdorfer erkennen. Dagegen findet sich die Melodie, welche dem Kahnsdorfer Texte (G-dur) beigelegt ist, in B-dur schon in einem Drucke ohne Ort und Jahr aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts: „Die Bauernhochzeit von Bornemann mit Begleitung des Piano-Forte“ (Berlin, Kgl. Bibliothek, Musik P 1442, Bd. 4, S. 497) und bei Erk, Neue Sammlung deutscher Volkslieder, Heft 3, S. 42, hier in F-dur und mit der Bemerkung: „Melodie vielfach mündlich, aus dem Brandenburgischen.“

Friedeberg Nm. im Wechsel der Zeiten.*)

Von H. Heinze.

Friedeberg Nm. ist aus einem Jagdschlosse hervorgegangen, das ein wendischer Edler, dem Pommernvolke angehörig, zwischen 2 Seen erbaut und mit Wällen, Verhauen und Palisaden umgeben hatte. Er nannte es Strzelcze, was soviel wie Jägersburg, Jagdschloß bedeutet (poln. strzelec, russ. strieletz Bogenschütze). Dieser Name übertrug sich auf das wendische Dorf, welches bald neben dem Schlosse entstand. Es war von leibeigenen Fischern, denen die zahlreichen Seen der Umgebung ihre Nahrung gewährten, und von Ackersleuten bewohnt, die den vom Walde befreiten Boden mit dem Hakenpfluge aus Holz bestellten und Bienenzucht trieben. Die Erinnerung an das uralte Wendentum hat sich noch in der Sage erhalten. Danach sollen der wendische Lichtgott Swantewit bei Steinhöfel und Czernebog, der schwarze Gott, auf dem Lindenwerder bei Gurkow in heiligen Hainen verehrt worden sein. Die bei Steinhöfel in großer Menge vorkommenden Findlinge deutet die Sage sogar als die letzten Reste eines Götzentempels.

*) Die Zitate stammen, soweit nicht andere Angaben gemacht sind, aus Treu, Geschichte der Stadt Friedeberg. 1865.

Später wurde das Gebiet, in dem das Dorf Strzelcze lag, zu einem Zankapfel zwischen den Pommern und den von Süden siegreich vordringenden Polen. Die letzteren unterjochten Land und Volk und zwangen den Bewohnern ihre Sprache und Sitte auf. In dieser Zeit (1124) wurde ihnen wahrscheinlich auch durch den Bischof Otto von Bamberg das Evangelium gebracht. Die polnische Herrschaft dauerte bis gegen 1260. Um diese Zeit heiratete Konrad, der Sohn Markgraf Johanns I. von Brandenburg, welcher sich mit seinem Bruder Otto III. in die Herrschaft teilte, Konstanze, eine polnische Prinzessin, und erhielt das Land „jenseit Driesen“ (Terra ultra Drzen) und damit Strzelcze als Mitgift. Johann I. besetzte das Gebiet alsbald mit Einwanderern aus dem Westen Deutschlands, wobei er die Treue seiner Kriegsmannen mit Grund und Rechten reich belohnte, und erhob das ehemalige Slavendorf Strzelcze zur deutschen Stadt und Burg, die von den neuen Bewohnern Vredeberg (soviel wie umfriedeter Berg) genannt wurde und ihren Namen auf die umliegende Terra Vredeberghe übertrug. Vermutlich gedachten sie dabei der alten Heimat in den südwestlichen Besitzungen der anhaltinischen Markgrafen, wo es noch heute in der Nähe von Mansfeld ein Dorf Friedeberg (früher Vredeberg) gibt. Für diese Annahme spricht auch die Tatsache, daß viele Dörfer in der Umgegend Friedeburgs mit ihren Namen auf Städte, Dörfer und Schlösser der heutigen Provinz Sachsen hinweisen. Urkundlich genannt wird es zuerst 1286.

1272 wurde Friedeberg von dem Polenherzoge Przemyslaw, dem Bruder der Konstanze, eingeäschert, worauf es Konrad, der nach dem Tode des Vaters mit seinem Bruder Otto IV. mit dem Pfeile die Regierung gemeinsam führte, von neuem, aber ohne Burg aufbaute und stark befestigte. Die Stadt erhielt damals im wesentlichen die Gestalt, die sie heute aufweist.

Ueber doppelten Wällen und Gräben erhob sich beinahe in Kreisform eine 1732,5 m lange und 8 m hohe Mauer mit 38 Weichtürmen, die in der Hauptsache aus Feldsteinen bestand und einen Flächenraum von $95\frac{1}{2}$ Morgen oder 24,38 ha einschloß. Dazu wurde sie von dem runden spitzen Fangturm und zwei Toren, dem Birkholzer und dem Mühlentore, überragt, von denen die letzteren kleine selbständige Burgen bildeten, indem sich von jedem Haupttore starke Mauern bis zu einem äußeren, weniger bedeutenden Torbaue hinzogen.*) In der Mitte standen Kirche und Rathaus auf einem großen, ungeteilten Platze; an sie lehnten sich die Verkaufshallen der Zünfte, die Scharren. Die Kirche war im spät-

*) Der Fangturm, das Mühlentor (ohne den äußeren Torbau) und die Mauer sind noch heute vorhanden; letztere hat im Laufe der Zeit bedeutend an Höhe eingebüßt. An Stelle der Wälle und Gräben ziehen sich jetzt Gärten und eine Promenade rund um die Stadt.

gotischen Stile erbaut, dessen Formen man in einfachster Ausführung auch dem Mühlentore gegeben hatte. Besonders reich gegliedert war der Ostgiebel mit seinen das Dach überragenden Fialen, den Nischen und dem Maßwerk im oberen Teile des gewaltigen Fensters.*) Der Turm trug ein hohes Spitzdach. Von dem alten Rathause, das auf dem heutigen Marktplatze stand, und in dessen Nähe sich das Halseisen befand, ist nichts mehr vorhanden.

Die übrigen Häuser waren aus Holz oder Lehmfachwerk erbaut und mit Rohr oder Stroh gedeckt. An das Wohngebäude, das lediglich für das Bedürfnis des Besitzers und seiner Familie eingerichtet war und meist den Giebel der Straße zukehrte, schlossen sich nach hinten Stallungen und Scheunen, da wegen der Unsicherheit im Lande alles, was nur einigen Wert besaß, innerhalb der Mauer untergebracht werden mußte. Die Stuben waren klein und nur dürftig erleuchtet mit Hülfe blinder Glasscheiben in den niedrigen Fenstern. Da oft sogar der hölzerne Schornstein fehlte, mußte sich der Rauch, der aus dem Kamin aufstieg, durch Fenster und Türen seinen Ausweg suchen. Den Fußboden bedeckte ein Estrich aus Lehm. Vielen Häusern war die Brauereigerechtigkeit verliehen; deshalb besaßen sie einfache Einrichtungen zum Brauen. Schmale Feuergassen, die zugleich zur Aufnahme des Regenwassers bestimmt waren, oder breite Einfahrten trennten sie voneinander. Selbst die Gebäude des Augustinerklosters, das 1290 gegründet wurde, und an das jetzt nur noch das Klostergut und das Dorf Mückenburg (früher Mönkhof) erinnern, unterschieden sich nicht wesentlich von den übrigen Häusern; sie verfielen nach der Einführung der Reformation.

Die Straßen waren eng und krumm, entweder garnicht oder doch nur in mangelhafter Weise gepflastert und hatten die Gosse in der Mitte, in der sich die Schweine wälzten. Auf ihnen häufte sich der Mist, für den auf den engen Höfen kein Platz war. Hin und wieder fand sich ein offener Ziehbrunnen mit mächtigen Querbalken. Einzelne Bäume, welche vor den Türen standen, spendeten im Sommer einigen Schatten und milderten das wenig anziehende Bild.

Vor jedem der Tore hatte man ein Hospital errichtet, das zu St. Gertrud zur Aufnahme der Wanderer, das zu St. Georg zur Aufnahme der mit ansteckenden Krankheiten Behafteten, besonders der Aussatzkranken, die seit den Kreuzzügen in Deutschland häufig waren. Zwischen

*) Bei der Erneuerung des Inneren in den Jahren 1858 und 59 hat man in dankenswerter Weise Kronleuchter, Kanzel, Taufstein und Altar bis in die kleinsten Teile der Spätgotik angepaßt. Im übrigen sind an vielen, besonders neuen Bauten Friedeburgs die charakteristischen Züge historischer Stilformen zu erkennen. So haben die deutsche (Kreishaus) und die italienische Renaissance, das Barock und der modernste Cottagestil ihre Formen zur Ausschmückung der Fassaden geliehen.

den beiden Seen war die noch heute vorhandene Mühle im Betriebe, auf der das Asylrecht ruhte. Auf einem Hügel in der Nähe erhob sich der Galgen, der nicht selten gebraucht wurde. Wälder, Sümpfe und Seen umgaben die Stadt in geringer Entfernung. Ein getreues Abbild Friedeburgs aus jener Zeit findet sich in Merians Topographia Electoratus Brandenburgici vom Jahre 1652. *)

Die Bewohner, in den Sitten rauh und einfach, waren zum größten Teile Ackerbürger oder „Bauermeister“. Neben ihnen wohnten in der Stadt zahlreiche Handwerker, die sich zu Zünften**) zusammenschlossen. Diesen stand das Recht auf alle in der städtischen Bannmeile vorkommende Arbeit ihres Gewerbezweiges zu. Außerhalb der Zunft war jeder Gewerbebetrieb untersagt; fremde Händler durften nur während der Märkte in die Stadt kommen. An den Lehnsherrn, die Stadt und die Kirche,***) zahlten die Bewohner Abgaben, die Bede (von bitten), die aber nicht beträchtlich waren. Sodann hatten sie für den Schutz der Stadt zu sorgen; sie konnten aber auch zu Kriegsdiensten außerhalb der Ringmauer herangezogen werden. Zu diesem Zwecke waren sie mit Brustharnisch, Eisenhaube, Spieß und Schwert bewaffnet. Angeführt wurden sie von den Ratsherren. Ferner mußten sie Treiberdienste bei Wolfs- und Hirschjagden leisten. Dafür durften sie das zum Bau ihrer Häuser und zur Feuerung nötige Holz kostenlos aus den landesherrlichen und städtischen Forsten entnehmen, ihr Vieh auf die allgemeine Weide treiben und in den Seen fischen.

Oft hielten sich die Markgrafen in unserer Stadt und ihrer Umgebung auf. Für gewöhnlich wurden sie vertreten durch den Vogt der Terra Vredeberghe, der anfangs in Friedeberg (die „Vogtei“ weist noch heute darauf hin), später in Driesen seinen Sitz hatte. Er übte im Namen des Landesherrn die höhere Gerichtsbarkeit aus, wobei ihm aus der Bürgerschaft gewählte Schöffen zur Seite standen; sie ging aber bald ganz an den Rat der Stadt über. Unter ihm gebot in Friedeberg als Vertreter des Staates der Stadtschulze, dem die niedere Gerichtsbarkeit

*) Das Spitzbogentor neben dem Mühltore ist erst in späterer Zeit durchgebrochen worden, als das letztere vermauert worden war. Über die Veranlassung dazu gibt es mehrere Sagen. Die eine berichtet, man habe es zum Andenken geschlossen, nachdem einst Kaiser Karl IV. hindurchgezogen war. Die andere behauptet, daß durch die Schließung des Hauptweges die Aufnahme des falschen Waldemar schimpflich gekennzeichnet und der Nachwelt ein warnendes Beispiel vor die Augen gestellt werden sollte. Friedeberg hat diesen aber garnicht anerkannt. Wahrscheinlich vermauerte man das Haupttor hier wie auch in Woldenberg, um es als Magazin zu gebrauchen, nachdem die Befestigung überflüssig geworden war. Erst 1826 ward es wieder geöffnet, als Friedrich Wilhelm III. die Stadt auf einer Reise passierte.

**) Schon früh spielten die Tuchmacher eine hervorragende Rolle; heute ist die Tuchmacherei aus der Stadt verschwunden.

***) Zu ihrem Besitze gehörte das heutige Gut „Marienland“.

oblag; er wurde gewöhnlich aus den in der Nähe angesessenen Adeligen ernannt. In anderen Städten, z. B. in Woldenberg, wohnte er in der Stadt und zwar im „Burglehen“. Die städtischen Angelegenheiten verwaltete ein vom Markgrafen bestätigter Rat, der aus dem Bürgermeister oder Proconsul und den Ratmannen, Senatoren oder Consules bestand.

In kirchlicher Beziehung gehörte Friedeberg zur Diözese des Bischofs von Kammin und stand unter dem Patronat des Domstiftes zu Soldin. Da dieses der Jungfrau Maria und den Aposteln Petrus und Paulus zur Ehre gegründet worden war, trägt sein Gotteshaus noch heute den Namen St. Marienkirche und zeigt in dem kunstvollen Glasfenster die Jungfrau Maria mit dem Jesusknaben inmitten der genannten Apostel. —

Als im Jahre 1402 die Neumark und damit Friedeberg durch Kauf in die Hände des Deutschen Ritterordens übergegangen war, entbrannte ein jahrelanger, erbitterter Streit zwischen ihm und dem Könige von Polen um den Besitz der Feste Driesen, die von je ein Zankapfel gewesen war. Im Verlaufe desselben verband sich Wladislaw II. von Polen (zugleich unter dem Namen Jagello Großherzog von Littauen) mit den Hussiten, die damals ihren Vernichtungszug durch Brandenburg angetreten hatten, und rief sie zum Kampfe gegen den Orden nach der Neumark. Ihre Burgen und Städte waren ungenügend besetzt, und so konnte den Würgern nur geringer Widerstand geleistet werden. Ja, die reisigen Söldner, mit denen der Orden Friedeberg belegt hatte, überließen sogar die Stadt ihrem Schicksal und flüchteten vor dem Schwerte der Hussiten, als sie am 4. Juni 1433 die Kunde von ihrer Annäherung vernahmen. „Die Bürger waren nun auf sich allein verwiesen; denn der Dienstmannen und Kriegsgäste des Ordens, die treu und unverzagt bei ihnen ausharrten, waren doch nur wenige.“

„Freitag, am 5. Juni, in früher Morgenstunde verkündete Sturmgeläut den Anzug der Hussiten, und bald hatten diese — wilde, bärtige Gestalten — mit ihrer besonders gefürchteten Wagenburg die Stadt in einem engen Kreise umringt, und unverzüglich, da ihre Aufforderung, die Tore zu öffnen, unbeachtet blieb, rüsteten sie zum Sturme. So wenig ausreichend auch die Verteidigungsmittel erschienen, die Bürger hielten ihnen tapfer stand. Wütend drangen die Hussiten an, aber immer wieder wurden sie von den sicher versendeten Geschossen, dem Hagel von Steinen, den wuchtigen Streichen schwerer Äxte und gestachelter Keulen und Morgensterne und von den zischenden Brühen siedenden Wassers, Maischbreis und Teers, mit denen man sie übergießt, zurückgetrieben und ihre Sturmleitern von den Mauern abgestoßen. Den ganzen Tag und die ganze darauffolgende Nacht dauerte der Sturm; hoch auf den Tortürmen aber wehten noch das Fähnlein der Stadt und das Banner des Ordens mit dem schwarzen Kreuze auf weißem Grunde.“

„So herzhaft und nachdrückliche Gegenwehr hatten die Böhmen nicht erwartet, und, da sie entweder verzweifelten, mit Gewalt zum Ziele zu gelangen, oder schnell sich weiter heben wollten, schritten sie zu schändlichem Betrage. Am Sonnabend stellten sie das Sturmlaufen ein und boten den Bürgern einen Frieden an, über den allsobald zu verhandeln begonnen wurde. Ihre Forderungen waren zuerst so ausschweifend, daß darauf nicht eingegangen werden konnte, und als sie dieselben nach langen Beratungen arglistig nach und nach ermäßigt hatten, war es Abend und zu spät geworden, die Sache noch durchaus zu Ende zu bringen. Es war aber nur ihre Absicht gewesen, die Belagerten sicher zu machen und zu berücken.“

„Denn als nun die Bürger und des Ordens Knechte sich auf die Erwartung hin, des morgenden Tages gegen leidliche Bedingungen der Bedränger ledig zu werden, der Ruhe hingegeben hatten und der Schlaf mit bleierner Schwere auf ihnen und allen den Ihrigen lag, da gingen die Hussiten behende daran, nach einer ihnen sehr geläufigen Manier die Mauer an mehreren Stellen zu untergraben, und in der ersten Frühe des Sonntags, welches der 7. Juni war, weckte ihr grauenvolles Mordgebrüll, mit dem sie in hellen Haufen durch die Straßen stürmten, die entsetzten Bürger und Ordensleute. In einzelnen Rotten drangen die Feinde in die unverwahrten Häuser ein; nach kurzer Gegenwehr ward alles, was die Waffen getragen haben konnte, grausam ermordet und verstümmelt und an Frauen und Jungfrauen, an Wöchnerinnen und Kindern selbst unnennbarste Missetat verübt. Überall Mord, Schandtät, Raub und wüste Greuel und auf den Häusern hie und da der „rote Hahn“, mit dem die Winde nach Gefallen spielen mochten — das war es, was am Trinitatis-Sonntage des Jahres 1433 das Sonnenlicht in der armen Stadt Friedeberg beschien!“

„Auch das offene Land umher wurde verwüstet, „geschunden“ und ausgeraubt. Nachdem die Neumark von ihnen zu einer Wüstenei gemacht worden war, begaben sich die Hussiten in die eigentlichen Ordenslande, wo sie vor Konitz blutige Vergeltung fanden.“

Nur langsam begannen sich die Wunden zu schließen, welche der unheilvolle Krieg dem Lande geschlagen hatte, da der immer mehr verfallende Orden keine Hilfe leisten konnte. Erst als im Jahre 1454 der Hohenzollern-Kurfürst Friedrich II. von Brandenburg die Neumark von dem Deutschen Ritterorden zurückgekauft hatte, erholte sie sich wieder. Der Beschluß der Städte, dem Kurfürsten zu huldigen, ward am 1. März 1454 in der Kirche zu Friedeberg gefaßt, woselbst sich ihre Vertreter zu einem Landtage versammelt hatten. —

Trotzdem Kurfürst Joachim I. der Reformation feindlich gesinnt war, breitete sich die neue Lehre doch in seinem Lande schnell aus. Auch in Friedeberg hatte sie willigen Eingang gefunden, und der Probst

sann auf Mittel, die verirrtten Schäflein der alten Kirche wieder zuzuführen. Wie wenig ihm das gelang, erzählt Peter Hafft in seinem *Microcronicum Marchicum* folgendermaßen:

„Anno Christi 1529, den 9. Januarij, vmb 10 Vhr auf den abendt, ist ein schrecklich Chasma oder Fewrzeichen am himmel erschienen von aufgang der Sonnen gegen Mitternacht vnd von dannen gezogen gegen der Sonnen Niddergang. Darauf ist im selbigen Jahre wegen wolverdienten sünden und vbertretungen der Götlichen geboten, durch billigen vnd eiverigen Zorne Gottes eine vnerhörte Newe Krankheit und schreckliche plage, die Engelische seuche oder Schweißkranckheit, entstanden, welche alle Lender durchwandert vnd viel tausent Menschen weggerissen. Die mit dieser seuchen sind befallen, haben 24 Stunden vnd darüber aneinander geschlaffen vnd sind davon nicht genesen, Sondern haben das verschlaffen. Die sich aber des Schlaffs enthalten können, sind widder gesundt worden, Darumb hat man die Leute mit rütteln, schütteln, hin vnd widder tragen, heben vnd legen für den Schlaff bewaren müssen. Dieße seuche aber hat vber einen Monat lang an einem orte nicht gewert. — Eben wie dieße seuche also graßirt vnd getobt hat, Hat der Pfarher zu Frideberg in der New-Marke solcher seuchen dieße Schuld vnd Vrsache geben, daß die Leute fürwitzig weren vnd zur Newen Lere des Luthers lust hetten, Darumb muste auch Gott eine vnerhörte plage komen lassen, damit er Sie heimsuchen, züchtigen vnd Ihren fürwitz büssen möchte; wenn Sie aber bey dem alten glauben vnd der Römischen Kirche blieben, so würde diese Seuche wol aufhören vnd ein ende nehmen, Hat derwegen dahin geschlossen, folgenden tages eine proceßion zu halten, mit dem gelet der Papistischen Litanien dießer seuche zu weren. Aber was geschach? Des morgens war der Pfaffe todt vnd ward eine trawrige proceßion daraus, denn Gott lest sich nicht spotten.“

Öffentlich eingeführt wurde die Reformation, wie überall in der Neumark, erst nach dem Regierungsantritte des Markgrafen Johann von Küstrin, also vielleicht 1535. Die Augustiner entfernten sich bald darauf still aus der Stadt, und die Klostergebäude verfielen.

Bald nach der Reformation bemächtigte sich ein seltsamer Aberglaube der Gemüter. Man meinte, mit dem Teufel Bündnisse schließen und für die Erfüllung unerlaubter Wünsche ihm die Seligkeit der Seele überliefern zu können. Äußerlich trat er in dem zahlreichen Vorkommen Besessener und in den sich schnell mehrenden Hexenprozessen in die Erscheinung.

„Auch Friedeberg war länger als ein halbes Jahrhundert hindurch der Schauplatz häufiger und grauenvoller Hexen-Verfolgungen, und die darüber noch erhaltenen Akten und beiläufigen Aufzeichnungen geben uns ein entsetzliches Bild von dem finsternen Irrwahn, welcher jene Zeit umging. Mit blutigem Eifer eröffnete der Rat auf das unbestimmteste Gerücht und die leichtesten Beschuldigungen hin wegen Zauberei und Teufelsegnens peinliche Prozesse, welche, wenn die Tortur, qualvoller als der schließliche Feuertod, zur Anwendung gelangte, wie fast stets geschah, die Überlieferung der Angeklagten auf den Scheiterhaufen zur regelmäßigen Folge hatte. Jeder Unfall, jedes plötzliche Erkranken an Menschen oder Vieh, besonders das Verderben des Biers, wurde dem Einflusse schändlicher Teufelskünste zugeschrieben und erbarmungslos auf einen irgendwie Verdächtigen, einen Feind des Betroffenen, vor allem auf ein elendes, altes Weib die laute, todbringende Beschuldigung geworfen. Dabei aber glaubten die Beschuldigten nicht selten selbst an die verderblichen Wirkungen ihrer albern, mit Scheu und Haß geübten Künste, die sie von fahrenden Leuten und klugen Frauen erlernt hatten und dann auf andere weiter übertrugen; und nicht der Feuertod auf dem Galgenberge und nicht die Folterqual vermochten den verhängnisvollen Drang in ihnen zu vernichten, voll Lust und Grimm sich dunklen, unverstandenen Trieben zu überlassen. So Ungeheuerliches und Unsinniges die „peinliche Frage“ auch zu Tage brachte, es ist nichtsdestoweniger zu glauben, daß immerhin ein Teil der Befragten wenigstens den Willen gehabt hatte, das ihnen zugeschriebene Unheil anzurichten. Daß auch vollkommen Unschuldige, von irgend einem Gerücht oder der Erbitterung gequälter Inquisiten bezichtigt, dem Prozesse und der Verurteilung verfielen, ist dagegen ebenso unzweifelhaft.“ 1587 wurden nicht weniger als fünf Personen zugleich vor Friedeberg verbrannt; erst im 17. Jahrh. fanden die letzten Prozesse statt.

„Weniger hart ging man mit den Besessenen um, über welche irgend einer versäumten Glaubensvorschrift, oft schon eines unbedachten Wortes und unheiliger Gedanken wegen der Böse Macht erlangte, sie marterte und plagte, gräuliche Lästereien durch ihren Mund verschüttete und sie oft zu Selbstmord oder anderer Untat anreizte und fortzog. Ihrer nahm die Kirche sich mit Eifer und mit Sorgfalt an, und es gereichte einem Priester zu weit umhergetragenem Ruhme, durch Gebet und Streitgewandtheit den unsauberen Geist übermannt und aus dem Besessenen herausgeißelt zu haben. Das gleichzeitige Vorkommen einer Unzahl von Besessenen hat Friedeberg zu einem in allen Chroniken jener Zeit vermerkten Rufe verholfen, von welchem ihre ehrlichen Bürger sich niemals sehr erbaut bewiesen haben.“ —

Schon seit dem Jahre 1625 hatten sich öfter feindliche Truppen in der Umgebung der Stadt gezeigt, so daß die Bewohner nach Friedeberg

flüchteten und alles zur Verteidigung in stand gesetzt wurde. Im Jahre 1627 sollte die Stadt sogar Zeuge einer größeren Schlacht werden. Markgraf Christian Wilhelm von Brandenburg, ein Sohn des Kurfürsten Joachim Friedrich, und der Graf von Thurn waren mit den Heerhaufen des Grafen Mansfeld und des Herzogs Johann Ernst von Sachsen-Weimar, die sie seit deren Tode anführten, von Wallenstein aus Schlesien vertrieben worden. Der gemeinsame Marsch richtete sich auf die Neumark. Am 22. Juli lagerte die sog. Weimarsche Armee in den Dörfern zwischen Woldenberg und Friedeberg.

„Inzwischen hatten die Kaiserlichen, 6000 Mann stark, bei Landsberg die Warthe überschritten und am 23. Juli früh ihren Zug an Friedeberg vorüber auf Mansfelde zu genommen. Unmittelbar hinter diesem Dorfe stießen sie mit der Vorhut des Weimarschen Heeres zusammen, und noch auf Mansfelder Flur begann das scharfe, blutige Treffen, das den Namen die Schlacht bei Friedeberg führt. Die Weimarschen, dem gewaltigen Andrang der Kaiserlichen weichend, zogen sich auf Grapow, östlich von Woldenberg gelegen, zurück. Hier gelang es dem Markgrafen, die zerstreuten Haufen zu vollen Schlachtkolonnen zu ordnen und das Gefecht zum Stehen zu bringen. Von beiden Seiten wurde tapfer gekämpft und mit Erbitterung gefochten. Schon war der Oberst Pechmann von den Kaiserlichen gefallen, und schon neigte sich die Entscheidung des Tages gegen diese, als ein rasch nachgerücktes Regiment Kroaten dem Markgrafen in den Rücken fiel, seine Linien durchbrach und verwirrte und ihn zwang, dem Feinde das Feld zu lassen. Fliehend zerstreute sich sein Heer in einzelne Haufen, die von den Kaiserlichen bis in die Nähe von Bernstein gejagt, hier umzingelt und genötigt wurden, das Gewehr zu strecken. Größtenteils traten sie, wie das bei Leuten, die jeder Fahne folgten und den Krieg als handwerksmäßiges Gewerbe trieben, ganz gewöhnlich war, in kaiserliche Dienste über, während es dem Markgrafen und dem Grafen Thurn gelang, sich durch die Flucht zu retten.“

„In großer Menge lagen die Gefallenen beider Parteien auf dem weiten Kampffelde umher und die Bauern aller umliegenden Dörfer mußten aufgeboten werden, ihre Leichen zu verscharren, für welche Mühewaltung ihnen die Waffen und Kleider, sowie die Beutestücke, die sie bei den Erschlagenen fanden, überlassen wurden.“

„Die Sieger, nicht genug, daß sie die Getreidefelder zerstampften und verwüsteten, trieben auch der Bauern Vieh von dannen, raubten ihnen, was sich irgend nehmen ließ und verübten außerdem noch schändliche Gewalttätigkeiten. Der furchtbare Troß — die Weiber, Dirnen und Buben —, fast eben so zahlreich als das eigentliche Heer, war dem Lande eine nicht minder große Plage wie das Kriegsvolk

selbst, und was dieses nicht genommen und zerstört hatte, das holte jener frech und übermütig nach.“

Von nun an ließen, da Friedeberg an der alten Heerstraße von Berlin nach Königsberg*) liegt, die Durchmärsche, Einquartierungen, Plünderungen und Brände die geängstigten Bewohner nicht mehr zur Ruhe kommen. Bald legten sich Protestanten in die Stadt, bald Kaiserliche, und alle hausten, besonders seit nach dem Tode Gustav Adolfs die Manneszucht auch dem schwedischen Heere verloren gegangen war, in derselben schrecklichen Weise. „Einen gut besetzten Tisch und Bier und Wein im Überflusse verlangte der Soldat, und wenns der Bürger nicht erschwingen konnte, dann wurde „vom Leder gezogen“, alles im Hause zerbrochen und zerschlagen, und der Wirt mochte gern sein gutes Glück beloben, gelang es ihm und den Seinigen, lebend und mit heilen Gliedern zu entkommen. Bei den Offizieren fand der Geplagte selten oder niemals Schutz; sie waren so verwildert wie der gemeine Mann, lebten toll und voll wie er, und wenn im Dienste nur die Disziplin nicht fehlte, sonst mochte der Soldat schon treiben, was er wollte.“

So kam es, daß die Bürger zu wiederholten Malen ihre Stadt verließen (1637, 1638, 1639). Selbst die öfter auftretende Pest brachte den am Leben bleibenden Bewohnern, die in dumpfer Betäubung Stück für Stück ihrer Habe verschwinden sahen und alle Mißhandlungen über sich ergehen ließen, nur vorübergehend Befreiung von den verwilderten Horden des Krieges. Unerklärlich bleibt es, wie immer wieder in dem verödeten Orte neue Quellen gefunden werden konnten, den unaufhörlichen Forderungen aller Dränger zu genügen. „Und als endlich der Frieden verkündet wurde, war die Stadt fast eine Ruine und viele von den Häusern, die das Element verschonte, verödet und zerfallen, von ihren Bewohnern verlassen, die in fremden Ländern, zumal in Polen, eine neue Heimat gesucht hatten oder hilflos an den Heerstraßen verschmachtet waren. Die Gebäude, von den Soldaten halb zerstört, drohten, die Vorübergehenden zu erschlagen, und streckten wie Skelette ihre nackten und zerrissenen Gebälke in die Luft. Viel Ackerland war lange unbestellt geblieben, Unkraut und Gebüsch hatten es überwuchert, und wie lange Zeit verging, ehe sich jemand fand, der es wieder urbar machen konnte und wollte!“ —

Die Segnungen des Friedens und die Fürsorge treuer Landesherrn hatten in Friedeberg die furchtbaren Wunden des Dreißigjährigen Krieges allmählich heilen lassen. Wohlstand und Zufriedenheit waren wieder in seinen Mauern eingekehrt. Die Zahl der Einwohner war auf 2050

*) Diese stieg früher südöstlich von Friedeberg ins Netzebruch hernieder, ging an seinem nördlichen Rande bis Driesen und gewann von dort das Dragetal, das sie bis Hochzeit verfolgte. Die heutige Chaussee erreicht diesen Ort in nordöstlicher Richtung über Woldenberg.

gestiegen. (Vor dem 30jährigen Kriege etwa 1800.) Da kam im 7jährigen Kriege von neuem Not und Elend über die Stadt, als sich zu Friedrichs mächtigen Feinden noch der Russe gesellte. Am 15. Juli 1758 mußte sie zuerst seine Faust fühlen. Die aus der Festung Driesen vertriebene Besatzung hatte am Mühlentor Friedebergs den letzten Versuch gemacht, sich den Russen entgegenzustellen. Da sie der Übermacht nicht widerstehen konnte, zog sie sich nach Landsberg hin. Nun wandte sich die Wut der Sieger gegen die unbeschützte Stadt. Haus bei Haus wurde geplündert; die Einwohner verfielen den schlimmsten Mißhandlungen. Auch in der Folgezeit bedrückten sie die Russen hart durch Einquartierungen, Kontributionen und Erpressungen aller Art, so daß der Schaden bis zum Friedensschlusse mit Rußland sich auf über 200000 Taler belief ohne das, was der Soldat von seinem Wirte unmittelbar empfangen hatte. Die Einwohnerzahl hatte sich infolgedessen bis 1762 auf 1219 vermindert.

Nach dem Kriege brachte die Entwässerung des Netzebruches Friedeberg regeren Gewerbe- und Handelsbetrieb. Es ließen sich daher von 1763 bis 1770 nicht weniger als 171 Familien mit 560 Seelen hier nieder, so daß die Stadt in die Napoleonischen Wirren mit etwa 2500 Bewohnern eintrat.

Die Niederlage unseres Vaterlandes kam ihren Bewohnern zuerst zum Bewußtsein, als am 26. Oktober 1806 der König und die königliche Familie auf der Reise nach Preußen durch Friedeberg fuhren. „Am Markte wurde umgespannt. Der König, ernsten Blickes, und die Königin mit ihren schönen, milden Augen sahen auf die dicht gedrängte Menge, die, sie still und ehrerbietig grüßend, sich um sie gesammelt hatte, und über manches harte und gefurchte Antlitz rannen schwere Tränen bitteren Schmerzes.“

Schon am 4. November erschienen die ersten Franzosen, und nun wälzten sich bis zum Weihnachtsfeste die französischen Heeresmassen durch die Stadt nach Osten. 15000 Mann wurden in dieser kurzen Zeit hier einquartiert; die Kosten betragen auf den Mann und den Tag — die Offiziere nicht mitgerechnet — 1 Taler. Dazu mußten 3541 Taler an Pferdlieferungen usw. aufgebracht werden. An der allgemeinen, durch die Franzosen erhobenen Kriegssteuer war Friedeberg außerdem mit 6575 Talern beteiligt. Als das neue Jahr anbrach, da wurden neue Lieferungen verlangt, die bald in Geld, bald in Tuchen, Bettstellen, Arzneien, Lichten usw. bestanden. Von den nach dem Tilsiter Frieden (9. Juli) Preußen auferlegten Kriegskosten entfielen auf Friedeberg nicht weniger als 66961 Taler. Die ausgesogene Stadt war zu ihrer Aufbringung nicht mehr fähig. Da belegten sie die Franzosen mit einem Exekutions-Kommando, das täglich 400 Taler Kosten verursachte. Nur durch Aufnahme von Anleihen und durch Zwangsbesteuerung der Bewohner konnte sie sich von ihm in einiger Zeit befreien und vor der Plünderung bewahren. Im ganzen betragen die von der Stadt erlittenen Verluste über $\frac{1}{4}$ Million Taler.

Lichtblicke in dieser trüben Zeit waren es gewesen, als in den ersten Monaten des Jahres mehrere Teile des Schillschen Corps nacheinander sich einfanden, um nach Franzosen und französischem Eigentum zu fahnden. Freilich trugen ihre Besuche der Stadt den Verdacht, die Schillschen Husaren zum Schaden der Franzosen zu begünstigen, und die bis zum Frieden dauernde Besatzung durch eine Abteilung französischer Soldaten ein.

Trotz der völligen Erschöpfung durch den Krieg begann sich in den nächsten Jahren doch auch in Friedeberg die Hoffnung zu regen, daß aus den Trümmern der alten Monarchie ein neues, geistig erstarktes Preußen sich erheben und die Fesseln, in die Unglück, Übermacht und eigene Schuld es geschlagen hatten, brechen würde. Und diese Hoffnung, die durch die weisen Reformen des Königs in Stadt und Land noch erhöht wurde, konnte selbst nicht erschüttert werden, als von neuem die Heeresmassen Napoleons, in beinahe allen europäischen, ja selbst in afrikanischen Sprachen redend, in straffer Ordnung vom März bis Juni 1812 dröhnend durch die Straßen der Stadt zogen und ihr wieder ungeheuere Einquartierungslast brachten. Sie wurde zur hellen Begeisterung, als das Gerücht von dem Untergange des französischen Heeres durch amtliche Nachrichten bestätigt wurde, die Kunde von Yorks Vertrag mit den Russen sich verbreitete und der König den Aufruf vom 3. Februar erließ. Aus allen Ständen drängten Männer und Jünglinge sich heran, um als Freiwillige in die vaterländische Heerschar aufgenommen zu werden; Landwehr und Landsturm bildeten sich.

Bald kehrten die Trümmer der stolzen französischen Armee zurück. Still und traurig kamen die kranken und verkrüppelten Jammergestalten in Friedeberg an und warteten demütig an den Straßenecken, bis ihnen ein Quartier gegeben werden konnte. Beim Anblick von soviel Elend schmolz der Groll gegen die früheren Unterdrücker dahin, und manch Samariterwerk ward in edler Barmherzigkeit geübt.

Am 10. Februar schon zeigten sich die ersten Kosaken, und nun drängten, wie im Jahre zuvor, fast täglich Soldatenmassen durch die Stadt, nur in umgekehrter Richtung, bald Russen, bald Preußen, bald Linientruppen, bald Landwehr, im ganzen 67000 Mann mit 47500 Pferden, dazu die aus der russischen Kriegsgefangenschaft Entlassenen, die alle wieder gepflegt werden mußten. Und trotzdem stand Friedeberg nicht zurück, als Sammlungen für verwundete Krieger und zur Ausrüstung von Freiwilligen veranstaltet wurden; gegen 8000 Taler brachte es aus freiem Antriebe noch zusammen. Im Jahre 1814 kehrten 33000 Mann mit 16900 Pferden, 1815 25500 Mann mit 5500 Pferden als Gäste hier ein, und fast noch 4 Jahre dauerten die Durchmärsche, jetzt vorzugsweise der in ihre Heimat zurückkehrenden russischen Heeresmassen fort.

So war denn der Friede gekommen. Aber noch manches Jahr dauerte trotz der reichen Erträge des in der Umgebung der Stadt so fruchtbaren Bodens die Klage über Armut und Nahrungslosigkeit, die durch die gewaltigen Opfer zu Anfang des Jahrhunderts hervorgerufen worden waren, unter ihren Bürgern fort, bis die Erbauung der Berlin-Königsberger Chaussee im Jahre 1825 regeren Fremden-, Post- und Güterverkehr brachte, dadurch belebend auch auf das Gewerbe einwirkte und den Wert des Grundbesitzes steigerte. Der wirtschaftliche Aufschwung zeigt sich am besten in dem Emporschnellen der Einwohnerzahl, die in der Zeit von 1820—1864 von 3200 auf 5700 stieg.

Die großen Ereignisse in unserem Vaterlande seit den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts sind zwar ohne besondere Spuren an der Stadt Friedeberg vorübergegangen, haben aber ihren segnenden Einfluß auch auf sie ausgeübt. Nur dadurch ist es erklärlich, daß, obwohl die Erbauung der Ostbahn im Jahre 1857 ihr den größten Teil des Verkehrs wieder entzog, Betriebsamkeit und Wohlstand in ihr doch bis auf den heutigen Tag in stetiger, wenn auch langsamer Steigerung begriffen blieben. Das hat freilich nicht verhindern können, daß, wie fast überall in den Kleinstädten, seit etwa 10 Jahren die Einwohnerzahl dauernd zurückgegangen ist (von 6400 im Jahre 1895 auf 5600 im Jahre 1905). Aber die Stadt erfreut sich heute eines umfassenderen Industriebetriebes (Filz, Holz, Leder, Maschinen) und nimmt an den Errungenschaften der modernen Kultur teil durch eine Bahnlinie, die sie mit der 6 km entfernten Ostbahn und dem nordöstlichen Teile der Neumark verbindet, sowie durch Anlegung eines Elektrizitätswerkes zum Zwecke der Beleuchtung und Kraftabgabe. Auch bildet sie im gewissen Sinne den geistigen Mittelpunkt der Umgebung durch ihre über das Maß des Notwendigen hinausgehenden Schulanstalten (Gymnasium, Seminar, Präparandenanstalt, gehobene Mädchenschule) und ist der Sitz der Kreisbehörden.

2. (1. ordentliche) Versammlung des XV. Vereinsjahres

Mittwoch, den 25. April 1906, abends 7^{1/2} Uhr im Bürgersaal des Rathauses.

Vorsitzender: Herr Geheimer Justizrat Uhles.

I. Bericht des 2. Schriftwarts.

A. Mitglieder-Statistik.

Das Geschäftsjahr 1904/05 begannen wir mit einem Bestand von 369 Mitgliedern. Davon starben die Herren: Staatsminister Exzellenz